# Kommentar

## Alexandra Riegler

## Alle Macht den Guten geben

Die Überlegung ist einfach: Die Bösen kommen immer an Waffen, weshalb man dafür sorgen sollte, dass die Guten nicht ohne dastehen. Darum kümmert man sich in den USA sorgfältig. Der Rest ist eine Vertrauenskette, die zu selten infrage gestellt wird und bestenfalls bei einem Waffengeschäftsbesitzer beginnt, der in der Lage sein soll, Kunden auszusieben, die böse Absichten hegen. Als Hilfestellung gilt, wenn diese etwa nach Alkohol riechen oder ein auffälliges Verhalten zeigen. Unauffälligen verkauft man auch Scharfschützengewehre. Die Vorsicht, die wie so oft fehlt oder mit der man, am anderen Ende der Skala, wie so oft über die Stränge schlägt, ist das zweite, das einem als Europäer in Amerika auffällt. Der erste Unterschied, den man feststellt, ist eine Gesellschaft, die nahezu alles auf der Maxime des guten Menschen aufbaut. Was wahrscheinlich der größte Reiz des Landes ist und vielleicht sein wundester Punkt. Als die Mutter eines Studenten, der im Kugelhagel am Virginia Tech in Blacksburg starb, kaum Worte findet, dann jedoch sagt: „Es gibt Gutes in unserem Land, wir müssen uns nur darauf konzentrieren“, wird deutlich, wie tief diese Weltanschauung sitzt. In Israel, wo man ebenfalls Waffen trägt, allerdings nicht ohne monatelangen Papierkram und verschiedene Freigabestufen hinter sich gebracht zu haben, gibt es halb so viele Morde wie in Houston. Und Israel hat dreimal so viele Einwohner wie die texanische Stadt. Solche und ähnliche Zahlen schwirren zwar durch die Medien, bewirken aber nichts Merkbares. Die Vorstellung, dass Bewaffnung in Klassenräumen künftig eine Option sein könnte, löst Zögern, aber nicht Befremdung aus. Zu deutlich steht die unschuldige Frage im Raum, wie es denn böse sein könne, Opfer zu bewaffnen.

## Christine Wahlmüller

## So ein Jammer mit der Arbeit

Wer Arbeit hat, jammert. Wer keine hat, jammert auch. Wir jammern, es gibt zu viele Ausländer. Wir jammern, wir müssen zu viel und zu lange arbeiten. Wir jammern über den Chef und die Kollegen. Wir jammern, die Jobs sind zu schlecht bezahlt. Wir jammern irgendwie permanent. Ist das typisch österreichisch? Wahr ist, dass die Arbeitslosigkeit in Österreich zum Jammern ist. Denn sie ist seit Jahren ziemlich hoch. Da hilft es auch nicht, dass wir uns wieder in einer Phase der guten Konjunktur befinden. 6,8 Prozent Arbeitslosigkeit im vergangenen Jahr sind ein deutliches Alarmzeichen, dass unser System der sozialen Marktwirtschaft irgendwie ganz ordentlich ins Wanken geraten ist. Wer nun alles auf „die Ausländer“ schiebt, ist schlichtweg total auf dem Holzweg.

Wahr ist vielmehr, dass der Arbeitsmarkt ein komplexes System ist, das nicht so einfach zu lenken ist. Wahr ist aber auch, dass die Politik gefordert ist, die Zeichen der Zeit zu erkennen und dementsprechend möglichst auch vorausschauend zu handeln. Und da liegt nur einer der Hunde begraben. Denn dass die demografische Entwicklung schon längst hinlänglich bekannt ist, kann wohl keiner abstreiten. Aber: Wo sind die Maßnahmen, die dieser demografischen Entwicklung Rechnung tragen? Wo sind die Anreize für Unternehmen oder gezieltes Lobbying, auch vermehrt ältere Arbeitskräfte und Frauen nach der Karenzpause (wieder) zu beschäftigen? Wo sind die Maßnahmen zur sinnvollen Integration von Zuwanderern – gleich welcher Nationalität und Qualifikation – in den Arbeitsmarkt und in die Gesellschaft (Stichwort: sprachliche Ausbildung in Kindergarten und Schule)? Fazit: Die Untätigkeit unserer Politiker, die ist echt zum Jammern.

# Wollen wir arbeiten?

Fluch, notwendiges Übel oder Identitätsstifter? Aus gesellschaftspolitischen und ökologischen Gründen sollte Arbeit als „Wert an sich“ schleunigst hinterfragt werden.

**Beatrix Beneder**

Niemand will arbeitslos sein, aber das „richtige“ Leben beginnt für viele erst nach Feierabend. Paradoxien kennzeichnen unser Verhältnis zur Arbeit: Einerseits zeigt „Working Poor“ – Armut trotz Arbeit –, dass Erwerbstätigkeit längst nicht mehr Existenzsicherung garantiert. Andererseits zielen ernst gemeinte Debatten über ein bedingungsloses Grundeinkommen auf ein Leben ohne Erwerbszwang ab (damit ist nicht das „Light-Modell“ Grundsicherung gemeint). Amüsanterweise lehnen gerade jene Politiker diese Einkommensform als leistungsfeindlich ab, deren Wählerschaft sich aus Kreisen zusammensetzt, die dank arbeitsloser Kapitaleinkommen nicht nur gut leben können, sondern zur wachsenden Kluft zwischen Arm und Reich beitragen.

„Hauptsache Arbeit“ lautet der Schlachtruf, mit dem Arbeitsmarktvermittler einen Windmühlenkampf gegen Arbeitslosigkeit führen, der oft in einen Kampf gegen Arbeitslose ausartet. Ohne Rücksicht auf gängige Erkenntnisse, dass Automatisierung Produktivitätswachstum ohne Arbeitsplätze schafft, predigt man den Mythos der Vollbeschäftigung. Aber nicht mit einer täglichen Arbeitszeit von drei Stunden, wie sie Karl Marx' Schwiegersohn Paul Lafargue als Maßnahme gegen den sozialistischen „Arbeitskult“ 1883 forderte.

Die etymologischen Wurzeln beziehen zur Arbeit eindeutig Stellung: Mühsal oder Qual sei sie. Bis zu Martin Luther, der darin Huldigung der göttlichen Schöpfung sah, galt Arbeit als biblische Strafe für das neugierige Pärchen im Paradies. Darauf baute die webersche Theorie der „protestantischen Ethik“ auf und legte den Grundstein für Arbeit als identitätsstiftendes Wesensmerkmal des Menschen. Konnte bei Hegel der Knecht durch die Auseinandersetzung mit den Dingen noch selbstständiges Selbstbewusstsein erreichen und so zum Subjekt der Geschichte werden, ist bei Marx der Proletarier zunächst Opfer entfremdeter Arbeit. Erst durch selbstbestimmte Arbeit fände er zur Freiheit.

### Die Suche nach dem Glück

Erwerbsarbeit ist zur zentralen Sozialisationsinstanz geworden: Selbstverständnis, Wertschätzung, ja ein Gutteil der Beziehungen werden über die Arbeit hergestellt. Gesundheitsgefährdender Konkurrenzdruck, Mobbing und Workoholismus beschreiben die andere Seite der Medaille. Selbstbestimmte und organisierte Arbeit wirkt identitätsstiftend, schenkt Anerkennung, macht Freude und mitunter sogar glücklich, wie „Flow-Forscher“ (Mihály Csikszentmihályi) behaupten. Offen bleibt die Frage, wo es diese Arbeitsplätze gibt. Schwerarbeiterjobs in den Fabriken, die kommunikativen Fließbandjobs in den Callcentern, die Verkäufer von Produkten, deren Sinnhaftigkeit selbst aus der Bedienungsanleitung nicht hervorgeht, oder die Jobs von Werbefachleuten, die selbst noch Wasser im Meer verkaufen könnten, sind es wohl eher nicht. Konzepte zur „Neuen Arbeit“ (Frithjof Bergmann) fordern die Ablöse der „Arbeitsmaschine Mensch“ und verlangen eine Definition von Arbeit abseits der Geldlogik. Im Würgegriff von Globalisierung und Automatisierung traut sich kaum jemand zu fragen: Was wollen wir arbeiten?

In diesen Debatten bleibt die Reproduktionsarbeit ausgeblendet, die immer noch als Nebenwiderspruch behandelt wird. Wer fürchtet oder frohlockt: „Der Gesellschaft geht die Arbeit aus“, möge öfters Küchen, Bügel- und Kinderzimmer besuchen. Die feministische Kritik am erwerbszentrierten Arbeitsbegriff bleibt aufrecht, neue kommt hinzu. Die ökologischen Auswirkungen der Industrialisierung, wie Kohlendioxid-Ausstoß und Ressourcenverbrauch, provozieren die Frage: Wie viel produktive Arbeit verträgt die Erde? Zeit und Kreativität, um dafür Lösungen zu finden, böte ein Grundeinkommen.

## Karikatur der Woche

Zeichnung: Kilian Kada